

Zeitschrift: Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO
Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe SKOS
Band: 99 (2002)
Heft: 3

Artikel: Ein anderer Blick : Aufenthalt in London bei den Obdachlosen
Autor: Mollard, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-840318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein anderer Blick

Aufenthalt in London bei den Obdachlosen

Von François Mollard, Vorsteher des Kantonalen Sozialdienstes Freiburg

Im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit – insbesondere bei meinen konzeptionellen Aufgaben, beim Ausarbeiten und Aushandeln von Projekten und beim Entscheidungsprozess – habe ich seit jeher die Ansicht vertreten, es sei wichtig und bereichernd, intellektuelle Überlegungen mit der praktischen Sozialarbeit vor Ort zu verbinden. Ein Zusammenspiel von privaten und beruflichen Umständen gab mir kürzlich den letzten Impuls dazu, den zweiten Teil dieses Postulats zu verwirklichen: So beschloss ich, die Tennisschuhe zu schnüren, den Rucksack zu packen und nach London zu fliegen. Dabei ging es mir nicht darum, diese Stadt mit ihren über 7'500'000 EinwohnerInnen so zu entdecken, wie es die Reiseführer empfehlen. Vielmehr suchte ich – mit einer Anstellung als freiwilliger Mitarbeiter der Vereinigung *St Martin-in-the-Fields, Social Care Unit*, in der Tasche – die Begegnung mit den Obdachlosen, den Ausgeschlossenen, *the rough sleepers, the homeless people*. Diese Vereinigung hat ihren Sitz im Zentrum Londons, zwei Schritte von der *National Gallery* und vom *Trafalgar Square* entfernt, und beschäftigt über 300 Freiwillige und 70 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Gegenwärtig gibt es in London zwischen 600 und 800 Obdachlose.

*

Erfüllt vom Gedanken der Hilfsbereitschaft, den ich zu meiner Devise gemacht hatte, nahm ich an zahlreichen

Tätigkeiten innerhalb der *Social Care Unit* teil, die alle sehr unterschiedlich, unvorhergesehen und bisweilen höchst originell waren. Während des ersten Teils meines Aufenthalts bestand eine meiner Hauptaufgaben darin, den Obdachlosen die Mahlzeiten zu servieren und das Geschirr zu spülen. Und ich kann Ihnen versichern, dass ich heute weiss, was Tellerwaschen heisst. Sehr bald wurde ich durch diesen täglichen Kontakt mit den Bedürftigsten mit dem Gefühl der Ohnmacht konfrontiert, das man verspürt, wenn man die Sprache des Gastlandes nicht beherrscht. Es gibt nichts Frustrierenderes als das Nichtverstehen der manchmal «durch die Blume» formulierten oder kodierten Anliegen dieser von der Gesellschaft misshandelten Menschen, die eine angemessene, «soziale» Antwort von einem erwarten. Hinzu kamen die Besonderheiten ihres jeweiligen englischen, schottischen, walisischen, irischen, kanadischen, amerikanischen oder sonstigen Akzents.

Zur Illustration folgende Anekdote: Beim Servieren von Tee und Kaffee frage ich einen Bewohner: «What do you want?» Keine Antwort. Ich wiederhole meine Frage drei Mal. Genauso erfolglos. Und dann, einer plötzlichen Intuition gehorchend, versuche ich's mit: «What would you like?» und einem freundlichen Lächeln als Beigabe. Die Antwort kommt wie aus der Kanone geschossen: «Eine Tasse Kaffee.» An diesem Tag – zum Glück zu Beginn meines

viermonatigen Einsatzes – erhielt ich eine massive Lektion über die Bedeutung von Achtung und Würde.

Die Männer und Frauen, denen ich im Laufe der Tage in der Kantine begegnete, waren müde von der Last der Mutlosigkeit, auf der Suche nach unsichtbaren oder unerreichbaren Zielen, mit vom Alkohol gezeichneten Gesichtern, verletzt in ihrer körperlichen und psychischen Integrität, geschwächt von den unbarmherzigen Nächten des Londoner Herbstes, gesundheitlich angeschlagen, in der ungeduldigen Erwartung einer warmen Mahlzeit. Und leider musste ich feststellen, dass es unter den Schwachen immer noch Schwächere gibt, oder, anders gesagt: Die Hierarchie spielt in allen Schichten unserer Gesellschaft. Später erlaubte mir die Beteiligung an verschiedenen von der *Social Care Unit* organisierten Ateliers – besonders in den Ateliers zu den Themen Malen und Informatik – persönlichere Kontakte zu den BewohnerInnen zu knüpfen. Meine Erfahrung gewann dadurch jene andere Dimension, die ich gesucht hatte: austauschen und zuhören, den Alltag, die Schwierigkeiten und die harte Realität dieser Opfer von Zwischenfällen des Lebens und von Ausgeschlossenheit teilen. Mit Erstaunen stellte ich fest, wie weit verbreitet das Analphabetentum unter diesen am stärksten benachteiligten Menschen noch ist. Freudiges Strahlen auf dem Gesicht, feuchte und vor Glück funkelnde Augen, wenn jemand seinem Kind, seinen Eltern oder seiner Gattin eine Computer-Nachricht schicken konnte. Stolz auch, wenn der Freiwillige zum Schüler der Pensionärin wurde. Die Möglichkeit, mit Hilfe des Malens ihr Talent oder sogar ihr Genie zum Ausdruck zu bringen, aber auch ihre

Geschichte und Kultur, ihre Ängste, Freuden und Leiden, ihre undurchführbaren Projekte und Revolten, trug dazu bei, das Malatelier der *Social Care Unit* zu einem von den Obdachlosen stark besuchten Treffpunkt zu machen.

Ich möchte betonen, dass dieses Atelier nicht eine geschlossene kleine Welt ist, sondern Teil eines umfassenden Integrationsprogramms in die englische Gesellschaft. Das beweist die Zeitschrift, die der für das Atelier zuständige Kunstmaler herausgibt und dank der vor allem die Obdachlosen einen Teil ihrer Träume verwirklichen können; Beleg dafür sind ferner die für die Obdachlosen von der Direktion der *National Gallery* veranstalteten Führungen sowie die Organisation einer Ausstellung in einer Londoner Galerie, bei deren Vernissage die von den BewohnerInnen geschaffenen Werke besonders hervorgehoben werden.

*

Eine weitere meiner Tätigkeiten bestand darin, mich um die Obdachlosen zu kümmern, die auf ein Gespräch mit den SozialarbeiterInnen warteten. Diese bereichernde Aufgabe lehrte mich, wie wichtig und hilfreich ein herzlicher Empfang, ein geselliger und sicherer Ort, ein aufmerksames Zuhören und eine persönliche Beratung für bedürftige Menschen sind. Diese Gespräche, die zu Lösungsansätzen für die Probleme des Einzelnen – in den Bereichen Gesundheit, Wohnung, Arbeit, soziale Sicherheit oder Administratives – führen sollen, waren sehr beliebt. Doch muss auch gesagt werden, dass mangels Platz, Zeit und Verfügbarkeit der SozialarbeiterInnen nur ein paar Wenige pro Tag das Glück hatten, davon zu profitieren.

Ein Bild bleibt mir in unauslöschlicher Erinnerung: London im Regen, Temperaturen nahe der Nullgrenze, zwischen zwei Gebäuden ein düsterer Durchgang mit einem Tor, hinter dem mehrere Obdachlose die Arme durch die Gitter strecken und eine Tasse heissen Tee vom Tablett des Sozialarbeiters nehmen. Ich wähnte mich in einem Flüchtlingslager in Bosnien. Ebenfalls zu den unvergesslichen Erinnerungen gehört jener Abend, an dem ich durch die Innenstadt schlenderte und mir ein vor dem Schaufenster eines Ladens sitzender Clochard zurief: «François, François!» An diesem Abend war mir warm ums Herz.

*

Eines der für mich ergreifendsten Erlebnisse war zweifellos die Feier, welche die *Social Care Unit* in der Kirche *St Martin-in-the-Fields* zum Gedenken an alle im Jahr 2001 verstorbenen Clochards organisiert hatte. Dieser Moment der Andacht vereinigte Obdachlose, SozialarbeiterInnen und VertreterInnen von verschiedenen karitativen Organisationen. Künstlerische und dem Anlass angemessene ausdrucksstarke Dekoration, von Obdachlosen interpretierte Musik, von SozialarbeiterInnen gelesene Texte, die Nennung der Namen der verstorbenen Menschen waren die Elemente, die diesen Ort und diesen Augenblick zu einer Oase des Friedens machten.

*

Die erfolgreiche Führung einer Freiwilligenvereinigung verlangt, dass sich die Leiter und die Mitarbeitenden ununterbrochen darum bemühen, die nötigen

Mittel zusammenzubringen. Ich habe teilgenommen an Bazaren, beim Verkauf von Weihnachtskarten, an Kollekten in den Wartehallen der Untergrundbahnstationen, bei der Sammlung von Kartons mit Naturalgaben. Eine besondere Erwähnung verdient das Konzert des berühmten Philharmonieorchesters von *St Martin-in-the-Fields* zugunsten der *Social Care Unit*. Ich möchte betonen, dass die Spende für eine Mehrheit der Londoner Bevölkerung eine stark beachtete Tradition ist.

Mein Aufenthalt in London war, was meine persönliche emotionale Betroffenheit angeht, eine Art Rückkehr zum Ursprung. Als Kind hatte ich nämlich Charles Dickens' Bestseller «*Oliver Twist*» buchstäblich verschlungen. Und zweifellos hat diese Lektüre meinen späteren beruflichen Werdegang, mir mehr oder weniger bewusst, beeinflusst. Deshalb liess ich mich nicht lange bitten, die Orte, an denen Dickens gelebt und gewirkt hatte, zu besuchen. An dieser Stelle möchte ich einem äusserst spannenden Menschen die Ehre erweisen, der mir einen Tag lang als Führer diente und mir London und Charles Dickens mit einer seltenen Begeisterung und Tiefgründigkeit näher brachte. All jenen, die es noch nicht wissen, möchte ich in diesem Zusammenhang sagen, dass die Weltstadt London einen grenzenlosen künstlerischen und kulturellen Reichtum besitzt. Dazu schrieb Samuel Johnson: «When a man is tired of London, he is tired of life.»

*

Wie Sie sicher bemerkt haben, ziehe ich eine extrem positive Bilanz aus meinem Londoner Aufenthalt. Es war in jeder Hinsicht eine bereichernde menschli-

che Erfahrung. Sich Zeit für sich selbst nehmen, um seine eigene Geschichte zu überdenken; Distanz zum Alltag gewinnen; eine Pause in der beruflichen Tätigkeit einlegen: diese Chance wünsche ich Ihnen allen. Seine Batterien wieder aufladen, um sich neuen Aufgaben verantwortungsbewusst zu stellen, dies sollte eine Priorität sein.

Ohne Druck, ohne Erwartung einer Gegenleistung, ohne Erfolgszwang, ohne Stress für die anderen da und hilfsbereit sein, ist ein Gefühl, das zu erleben sich lohnt. Mein Status als freiwilliger Mitarbeiter erlaubte es mir, ein aufmerksamer und neutraler Beobachter zu sein, meine eigenen Gefühle beiseite zu schieben, um meinen Blick zu richten auf die Beziehungen zwischen KlientInnen, zwischen SozialarbeiterInnen, zwischen Freiwilligen, zwischen Chefs und Mitarbeitenden, zwischen nicht gewinnorientierten Vereinigungen. Ich konnte die Entscheidungen, das Funktionieren und das gelegentliche Nichtfunktionieren bei der Organisation und bei den Zielen einer Instanz vorurteilslos analysieren, um daraus konstruktive Schlüsse zu ziehen.

Während ich mich nach und nach mit verschiedenen Arbeitsplätzen vertraut machte, stellte ich einmal mehr fest, wie wichtig es ist, dass jede Tätigkeit anerkannt wird. Ich war erstaunt und schockiert über die schwierigen Bedingungen, unter denen die Direktion und das Personal arbeiten: in baufälligen, winzigen, feuchten Räumlichkeiten an der Grenze des gesundheitlich und hygienisch Zumutbaren. Es tut manchmal gut, Heim und Herd zu verlassen, um sie beim Zurückkommen wieder richtig zu schätzen. Den gewohnten Rahmen zu verlassen, um einen anderen zu entdecken, bringt eine neue Dimension in die Art, wie man Entscheidungen trifft. Meine Besuche in

den Sozialämtern von zwei Londoner Gemeinden und in Liverpool, bei den Initiantinnen von zwei Therapieprogrammen für Asylbewerber, beim Vorsteher des Internationalen Sozialdienstes, meine Begegnung mit den Direktoren eines Heimes für Jugendliche und des *European Social Network* waren Gelegenheiten für einen fruchtbaren Meinungs- und Erfahrungsaustausch. Doch vergleichen heisst nicht urteilen.

*

Die positivste Erfahrung für mich war die Entdeckung der Freiwilligenarbeit in diesem Massstab. Öffentliche, private und kirchliche Dienste kommen nicht ohne Freiwilligenarbeit aus, wenn sie ihren wichtigen Auftrag der sozialen Integration und Wiedereingliederung von bedürftigen Menschen erfüllen wollen. Die Familie der Freiwilligen, der ich angehört habe, ist ein unerschöpflicher Schatz von Menschen verschiedenster Herkunft und Kultur, von immer wieder überraschenden Geschichten und Erfahrungen. Als einziger Vollzeit-Freiwilliger in der *Social Care Unit* hatte ich die Chance, mir im Kontakt mit meinen Kolleginnen und Kollegen eine Meinung über die Philosophie der Freiwilligenarbeit zu bilden. Nicht jeder eignet sich zum Freiwilligen, das weiss ich heute.

Am Ende eines solchen Abenteuers kann ich behaupten, dass es unwahrscheinlich gut tut, sich selbst in Frage zu stellen. Wenn man es wagt, auf seine Intuitionen zu hören, wenn man das Risiko eingeht, sich ins Unbekannte zu stürzen, gewinnt man dieses Selbstvertrauen, das absolut nötig ist, um mit seinem Leben, sei es das familiäre, das gesellschaftliche, das wirtschaftliche oder

das politische, richtig umzugehen. Heute, nach dieser Erfahrung, bin ich davon überzeugt, dass dieses Eintauchen in eine andere soziale Realität mir viel gebracht hat für meine zukünftigen beruflichen Entscheide.

Zum Schluss dieses kleinen Beitrags möchte ich all jenen, die mir in der einen oder anderen Form geholfen haben, dieses Projekt zu verwirklichen, ganz herzlich danken, insbesondere Marie-Claire, Damien und Adeline, der

Staatsrätin Ruth Lüthi, dem Personal des Kantonalen Sozialdienstes in Fribourg, Roger S., Mark P. und der Direktion und dem Personal der SCU, Irène und Lorenz, Mary, meinen Freunden aus Brompton und Leicester Square, meinen freiwilligen Kolleginnen und Kollegen der SCU, Philip und Margrit, Kerralie und Jocelyne... und natürlich den Obdachlosen, ohne die ich diesen anderen Blick nicht hätte gewinnen können.

Übersetzung: Elisabeth Brungger

«Etwas ekelhaft Serviles»: Report aus dem Niedriglohnsektor

Wie können ungelernte Arbeitskräfte, die als Folge der clintonschen Sozialreform 1996 auf den Arbeitsmarkt gedrängt wurden, mit den angebotenen Niedriglöhnen von sechs, sieben Dollar die Stunde für sich und ihre Familie auskommen? Barbara Ehrenreich wollte es genau wissen: Für dreimal einen Monat arbeitete sie inkognito Ende der Neunziger Jahre als Kellnerin in *Fastfood*-Restaurants, putzte für einen Dienstmädchen-Service private Wohnungen, versorgte Alzheimer-PatientInnen in einem Pflegeheim und räumte Regale für die Supermarktkette *Wal-Mart* ein. Sie versuchte von diesem Einkommen zu leben, ohne zu hungern und ohne im Auto übernachten zu müssen. Diese Arbeiten bringen sie an den Rand der physischen und psychischen Belastbarkeit. Obwohl sie bei ihrem Experiment noch immer gewisse «Privilegien» geniesst – sie ist weiss, kann englisch, ist kinderlos, mit einem Auto und einer Mietkaution ausgestattet – reicht das Geld kaum für Essen und die Uniform, geschweige denn für eine einfache Wohnung, auch wenn sie zeitweise zwei Jobs gleichzeitig

annimmt. Jede(r) fünfte(r) Amerikaner(in) ohne festen Wohnsitz geht einer Voll- oder Teilzeitarbeit nach, heisst es dazu nüchtern im Anhang des Buches, der den Bericht mit aufschlussreichen statistischen Daten untermauert.

Leben in ständiger Angst

Unterwegs in der Dienstleistungsgesellschaft: Der Untertitel von Barbara Ehrenreichs Buch liest sich wie die Überschrift zu einer fröhlich-unbeschwerten Rundreise durch die Konsumgesellschaft Amerikas. Was auf die Leserschaft aber wartet, ist eine aufrüttelnde Reportage über die unbarmherzige Wirklichkeit des amerikanischen Niedriglohnsektors. Sie entlarvt den amerikanischen Traum vom Aufstieg eines Tellerwäschers zum Millionär als reine Utopie und zerrt die Schattenseite des vermeintlichen Jobwunders unter der Clinton-Regierung zutage.

Barbara Ehrenreich beschreibt detailgetreu ihre Erfahrungen: wie sie angestellt wird, was sie zu tun hat, wie sie ihre